

Aylan Kurdi ist ertrunken. Er war drei Jahre alt. Ein Nachruf und ein paar Gedanken.

# Tod in der Ägäis

Von Markus Somm



Etwa drei Stunden lang, so erzählte er nachher, schwamm Abdullah Kurdi mit seinen beiden Kindern und seiner Frau im Mittelmeer – und kämpfte um ihr Leben. Mit der letzten Kraft, die ihm geblieben war, einem Coiffeur aus Damaskus, versuchte

er, seine beiden Buben über Wasser zu halten. Aylan, der kleinere, war drei Jahre alt, Ghalib, fünf. Doch der eine ertrank vor seinen Augen, als er den anderen seiner Frau Rehan übergeben wollte: «Halt seinen Kopf über Wasser!», rief er ihr zu, berichtet die *New York Times*. Am Ende überlebte nur er.

Sein Sohn Aylan wurde später am türkischen Strand von einem Gendarmen gefunden. Ein Fotograf bildete den toten Knaben ab: Sein kleines Gesicht in den Sand gedrückt, zum Teil vom Wasser umspült, die Ärmchen nach hinten gestreckt, bekleidet mit einem roten T-Shirt, kurzen blauen Hosen und Turnschuhen, liegt hier ein Bub, wie wir ihn jederzeit auf einem Spielplatz antreffen könnten, der aber so unendlich tot aussieht, weil ein kleiner Mensch nie so daliegen würde, wäre er am Leben, zu unruhig, zu lustig, zu fröhlich wäre er. Auch schlafen tut ein Kind so nie. Ein Grab am Meer. Es ist ein unsagbar trauriges Bild.

Das Boot, das Familie Kurdi von der türkischen Küste nach Griechenland hätte bringen sollen, war gekentert; wohl schon, als die erste grosse Welle über sie hereinbrach. Die Ägäis ist unruhig zu dieser Jahreszeit, manche Wellen können bis zu fünf Meter hoch werden. Von einer «Jacht» hatten die Schlepper gesprochen, als Abdullah für die Überfahrt bezahlte, stattdessen tauchten sie mit einem Gummiboot auf. Auch die Schwimmwesten für die Kinder fehlten, weil es offenbar schwer ist, in der Türkei überhaupt so kleine Westen zu bekommen. Was hätte Abdullah tun sollen? Seine Familie stand mitten in der Nacht reisefähig am Strand. 4000 Euro hatte er den Schleppern für die Überfahrt bezahlt, das Geld war ihm von seiner Schwester vorgeschossen worden. Es schien zu spät, um sich zu beschweren, zu spät, um umzukehren. Um drei Uhr in der Nacht stach man in See.

## Ins Paradies

Familie Abdullah war auf dem Weg nach Kanada. In Vancouver lebt bereits eine Schwester von Abdullah Kurdi, die vergeblich versucht hatte, die kanadischen Behörden davon zu überzeugen, die syrische Familie aufzunehmen. Er könne doch bei ihr im Keller wohnen, hatte sie beteuert, und in ihrem Coiffeursalon mithelfen, den sie betrieb. «Ich hätte ihnen bestimmt einen Job gefunden», sagte sie der *New York Times*. «Und wenn sie finanziell auf eigenen Füssen gestanden wären, hätten sie ausziehen dürfen und ihr eigenes Leben führen.» Doch die kanadi-



«Jetzt will ich gar nichts mehr!», Abdullah Kurdi hat bei der Flucht aus Kobane seine ganze Familie verloren. Ein Helfer bringt den Leichnam seines ertrunkenen Sohnes Aylan an Land. Foto Keystone

schen Beamten waren nicht so sicher und lehnten das Gesuch ab, unter anderem weil die nötigen Dokumente gefehlt hätten. Jetzt ist der Tod von Aylan Kurdi selbst im fernen Kanada zu einem Politikum geworden. Wer hat versagt? Politiker stehen unter Druck. Die milden Kanadier können kaum ertragen, wozu sie nicht imstande waren.

In Damaskus hatte Abdullah Kurdi als Coiffeur sein Geld verdient. Ob er hier direkt bedroht war, ist unklar, jedenfalls hielt er es für besser, mit seiner Familie nach Kobane an die türkische Grenze zu ziehen, wo er aufgewachsen war. Auch hier glaubte er sich aber nicht sicher genug, die IS-Schlächter verheerten die Gegend, gab er an; also begab sich die Familie nach Istanbul in die Türkei. Hier war sie zwar geschützt, doch Abdullah Kurdi fand kaum Arbeit. Kanada? Warum nicht? Dass Kanada vielleicht schon genug Coiffeure hat: Wer will es ihm verargen, dass er für sich und seine Familie ein besseres Leben suchte?

«Jetzt will ich gar nichts mehr!», sagte er den Journalisten der *New York Times*, nachdem seine ganze Familie ertrunken war: «Selbst wenn Sie mir alle Länder dieser Welt anböten. Ich will sie nicht. Was mir kostbar war, ist nicht mehr da.»

## Mutter Courage und ihre Kinder

Der amerikanische Ökonom Thomas Sowell hat einmal beklagt, dass sehr viele Menschen, besonders Politiker, immer nur an die erste Konsequenz ihrer Handlungen denken, wenn sie etwas tun, selten aber an die zweite. Was kurzfristig richtig erscheint, ist langfristig falsch, oft katastrophal falsch. Als der amerikanische Präsident Barack Obama entschied, sich aus Syriens Chaos herauszuhalten, mag das auf den ersten Blick vernünftig und weise gewesen sein. Hatte man nicht im Irak nur schlechte Erfahrungen gemacht? Wie konnte er, der in der Friedensbewegung der 1980er-Jahre politisiert worden war, je einen Krieg auslösen? Auch auf die dringenden Bitten seiner damaligen Aussenministerin Hillary Clinton und seines Pentagon-Chefs Leon Panetta, wenigstens die Rebellen zu unterstützen, ging er nicht ein. Damals waren die Rebellen noch relativ säkular und moderat. IS kam später. Doch Amerika blieb desinteressiert. Europa sowieso. Seine Anhänger dankten es ihm. Obama, der Pazifist.

Ohne sich dessen bewusst zu sein, fordert Merkel die halbe Welt auf, den Weg nach Europa zu suchen.

Als der Bürgerkrieg immer schlimmer tobte – die Phase zwei seines Nicht-Handelns wurde sichtbar –, versuchte Obama, zwar zu korrigieren: Er drohte und berief Konferenzen ein, und er sprach von einer «roten Linie», die überschritten wäre, sollte der syrische Diktator Baschar al-Assad je chemische Waffen einsetzen. Weil der ehemalige Augenarzt Assad den einstigen Universitätsdozenten Obama richtig einschätzte, liess er trotzdem chemische Bomben gegen die eigene Bevölkerung werfen. Obama blieb tatenlos. Seither nimmt ihn kein Diktator dieser Welt mehr ernst. Phase zwei war angebrochen. Der Mann, der den Krieg verbannen und die Erde befrieden wollte, hat mehr Kriege erhalten und mehr Unfrieden zu erdulden als je zuvor. Der halbe Nahe Osten ist auf der Flucht.

Wenn Angela Merkel, die deutsche Bundeskanzlerin, ihren Mitbürgern angesichts der anschwellenden Massenzuwanderung zuruft: «Wir schaffen das!», und das mit jenem sympathisch bedrohlichen Optimismus tut, wie er den deutschen Trümmerfrauen eigen war, als sie nach dem Krieg in den Ruinen von Köln oder Hamburg anfangen, Kartoffeln zu pflanzen, dann wirkt das zunächst staatsmännisch und humanitär. Was für eine Politikerin! Sagt sie nicht, was man sagen muss?, flöten die deutschen Kommen-

tatoren. Das fällt allen leicht. Noch befinden wir uns in Phase eins – auch wenn in Budapest erste Anzeichen der Phase zwei erkennbar sind. Phase zwei nämlich wird dann ausbrechen, wenn die deutsche Bundeskanzlerin den vielen Beladenen mitteilen muss, dass auch Deutschland nicht alle Vertriebenen und Verdammten dieser Erde in ihren Sporthallen und Zeltlagern unterzubringen vermag. Was gut gemeint sein mag, führt oft nicht zum Guten: Ohne sich womöglich dessen bewusst zu sein, fordert Merkel die halbe Welt auf, den Weg nach Europa zu suchen – ob sie nun verfolgt sind, ob sie unter einem Bürgerkrieg leiden – oder nur ein besseres Leben suchen.

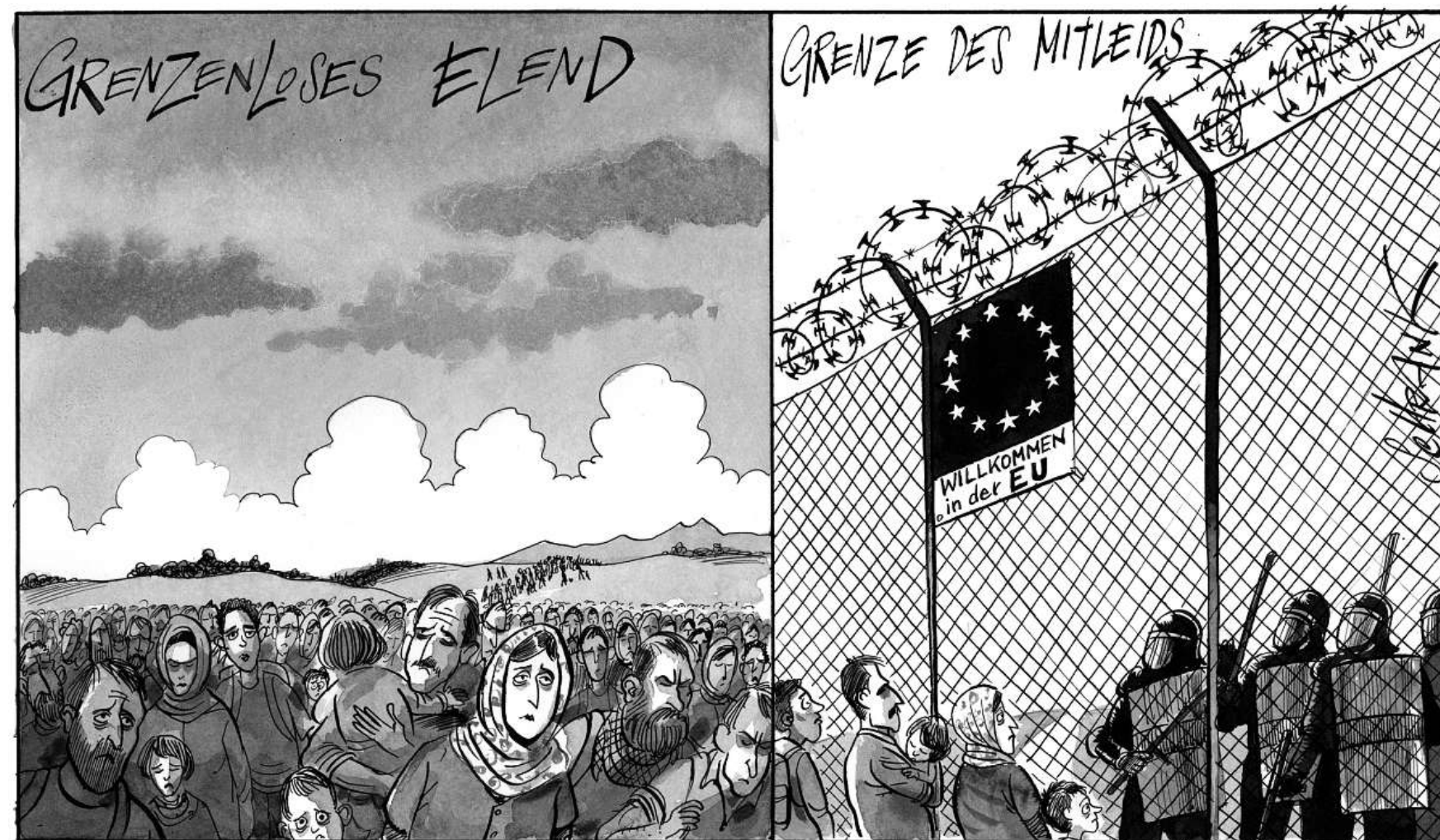
Das eine bedeutet: Wir haben Platz. Politisch Verfolgte sind aufzunehmen – ohne Wenn und Aber. Ebenso muss es möglich sein, unpolitische, zivile Flüchtlinge aus einem verwüsteten Land wie Syrien zu retten, besonders Frauen und Kinder. Bei jungen Männern, die eigentlich für ihr Land kämpfen sollten, wäre ich zurückhaltender. Wer soll den Krieg denn je beenden, wenn nicht die jungen Syrer? Alles können die Amerikaner nicht für sie tun – falls sie einmal intervenieren, was denkbar scheint. Obama ist nicht ewig Präsident. Überdies gilt zu bedenken: Statt diese Flüchtlinge auf den gefährlichen Seeweg in den Westen zu locken, indem unsere Politiker eine auf die Dauer nicht vorhandene Willkommenskultur in Europa vorspiegeln, wäre es bestimmt klüger, Syriens Nachbarländer finanziell, logistisch, ja auch militärisch zu unterstützen, um möglichst viele Flüchtlinge in der Region zu betreuen. Gerade die reiche, selige Schweiz könnte hier Wunder wirken. Wenn die Schweizer etwas können, dann organisieren. Die humanitäre Schweiz ist nicht in blitzblanken Asylaufnahmestellen in Chiasso oder perfektionistischen Asylkursen durch alle Instanzen gefragt, sondern vor Ort – in Syrien.

## Zweierlei Flucht

Schliesslich wäre es unabdingbar, dass den Kriegsflüchtlingen von Anfang klargemacht würde, dass sie nur auf Zeit bleiben können – solange der Krieg andauert. Vorläufig aufnehmen auf immer ist die falsche Politik. Sie verdreht den Menschen den Kopf. Last, but not least müssen wir ehrlich zu uns und zu den andern sein: So gut wie niemand in Europa ist bereit, unbeschränkt Wirtschaftsimmigranten zu akzeptieren. Alles andere ist Heuchelei. Für Leute aus dem Nahen Osten oder Afrika muss es zwar möglich sein, hier im Westen ihr Glück zu versuchen – aber die Zahl, denen wir das gewähren können, ist beschränkt –, wir müssen es steuern. Heute traut sich niemand, den Verzweifelten, den Hoffungslosen und den Verarmten diese bittere Wahrheit zuzumuten. Gerade weil wir einigen helfen wollen, müssen wir anderen auch Nein sagen.

Familie Abdullah hatte es eigentlich geschafft. Man war in Istanbul in Sicherheit. Ob Aylan in Kanada glücklicher geworden wäre? Wir wissen es nicht. Es bricht uns das Herz. markus.somm@baz.ch

## Zeitzeichen



## Bazillus

### Fragt doch Christoph Eymann

Von David Thommen

Steht Anita Fetz der Frauenförderung im Weg? Eine Journalistin des *SRF-Regionaljournal*s stellte diese These auf, als die erneut antretende Basler SP-Ständerätin im Studio zu Gast war. Die hörbar engagierte Radiofrau fand, wenn Fetz die Amtszeitbeschränkung nicht ausgehebelt hätte, wären tolle Ämtchen-Rochaden für jüngere SP-Frauen möglich geworden. Zum Beispiel Eva Herzog in den Ständerat und Tanja Soland in den Regierungsrat. Dieser Vorwurf warf Feministin Fetz kurz aus der Bahn: «Luege Sie emol», sagte sie mit gepresster Stimme, «haben Sie jemals Christoph Eymann gefragt? Er war zehn Jahre im Nationalrat, jetzt ist er im 15. Jahr Regierungsrat und will nun als regierungsrätlicher Nationalratskandidat wieder in den Nationalrat. Jetzt frage ich euch Medien: Warum fragt ihr ihn eigentlich nie? Der hat ein Leben lang nie wirklich gearbeitet! Zuerst war er Funktionär, danach ging er in die Politik, was er ja gut macht. Aber ist doch interessant, he?»

Ein Leben lang nie gearbeitet? Ui ui ui! Spätestens jetzt bedauern wir, dass Eymann (LDP) nicht als Fetz-Gegenkandidat angetreten ist. Das wäre ein recht unterhaltsamer Wahlkampf geworden.